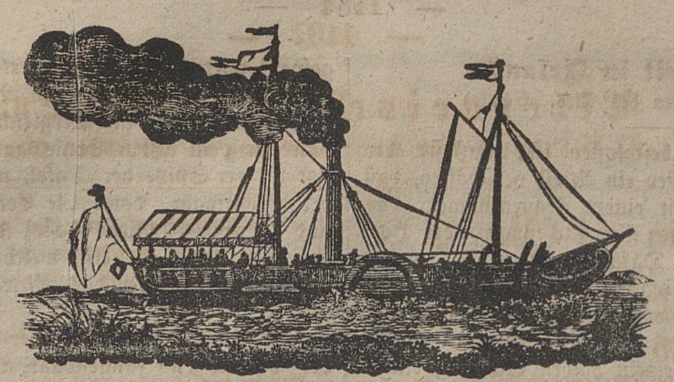
№ 147.

Donnerstag, am 9. December 1841.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.



Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Das hohe Lied des Geldmenschen an die Fortuna.

Nur noch ein Mal, Göttin, leere wieder,
So wie einst, Dein Füllhorn vor mir aus!
Denn die Geldgier, diese grause Hyder,
Scheint jetzt ganz gefesselt an mein Haus;
Nimmer will dies Unbild von mir weichen,
Seit zuerst mich Deine Gunst erfreut,
Und mit Mißmuth sah ich so verstreichen
Trüb und farblos meine Lebenszeit.

Keinen Reiz hat mehr für meine Sinne
Die erhab'ne göttliche Natur;
Was ich hoffe, wünsche und beginne,
Trägt vom Geldreiz einzig nur die Spur;
Sinn für Kunst, für Lieb' und Freundschaft schwinden
Spurlos jetzt vor mir dahin in Nichts;
All mein bessres Denken und Empfinden
Wird erdrückt vom Fluch des Geldgewichts.

Nun, so höre denn, Fortuna, heute
Mein Gelübde unverdrossen an:
Gönnst Du mir noch e i n Mal reiche Beute,
Aller Tugend schwör' ich Fehde dann;
Einzig Dir weih' ich mein Thun und Streben
Und der Selbstsucht, die mich fest umstrickt;
Ich allein will froh und üppig leben,
Außer mir sei Niemand mehr beglückt!

Mögen Darbende vor mir verschmachten
Und Verzweiflungsvolle untergehn:
Keines Jammers Ruf will ich beachten,
Keine Klage bittrer Noth verstehn;
Ob ein Armer heiße Thränen weine,
Weil er fast dem Tod anheim schon fällt:
Fühllos steh' ich da gleich einem Steine;
Mag er sterben: bleibt mir doch mein Geld!

Und so wird das Mitleid, das die Bibel
Allen lehrt, mir selbst zu Hohn und Spott,
Nimmer fürcht' ich der Vergeltung Uebel,
Denn ich kenne keine Furcht vor Gott!
Und, wenn's wirklich Himmel giebt und Hölle —
Ei, — so bleib' ich dennoch, wie ich bin;
Auf der Erd' ist meine liebste Stelle —
Und für Geld geb' ich den Himmel hin.

Stehn auch Tausende dereinst von Armen,
Anzuklagen mich, vor Gottes Thron,
Die ich ohne Mitleid und Erbarmen
Von mir stieß in ihrer Noth mit Hohn:
Weil ich jetzt in Täuschung noch mich bade,
Trotz' ich Gott, dem Schicksal und der Welt;
Sterbend fleh ich nicht zu Gott um Gnade —
Nein! mein letztes Wort dereinst ist — Geld! —

Breslau. Gustav Schneiderreit.

Eine Hochzeit in Irland.

(Aus dem Englischen des Mrs. Hall.)

Wenn eine Heirath beschlossen ist, muß sich der Bräutigam von dem Priester ein Attest verschaffen, daß es ihm frei steht, sich mit einem Frauenzimmer, das ebenfalls frei von kirchlichen Verpflichtungen oder Hindernissen ist, zu verloben. Dafür bezahlt er ein Honorar von ungefähr fünf Schillingen. Hierauf muß er sich von dem Bischof oder Generalvikar einen Erlaubnißschein, heirathen zu dürfen, besorgen, für welchen ein Honorar von sieben und einem halben Schilling eingezogen wird. Ist dies geschehen, so begiebt er sich mit seiner Braut, begleitet von seinen und ihren Freunden, in die Wohnung ihres Priesters, und bezahlt diesem, bevor er noch getraut ist, das Traugeld, das sich nach seinen Vermögensumständen richtet. Dann werden die Freunde beider Parteien erinnert, auch etwas zu zahlen; und zwischen ihrem Sträuben, dem Verlangen nachzukommen, und der Weigerung des Priesters, sie nicht eher zu trauen, als bis er zufriedengestellt ist, entsteht öfter eine zuweilen spaßhafte, zuweilen auch indiscrete Scene. Wenn der Vater oder Bruder der Braut ein kraftvoller Pächter ist, der es erschwingen kann, ein gutes Mittagsmahl zu liefern, so findet die Hochzeit im Hause der Braut statt, und der Bräutigam bringt so viele seiner Freunde mit, als ihn begleiten wollen. Dasselbe Verfahren in Betreff des Geldes findet auch hier statt, und es ist nicht ungewöhnlich, daß die Sammlung zwanzig, dreißig, ja zuweilen vierzig und funfzig Pfund beträgt, wenn die Parteien „gemüthlich" sind, und eine lange Reihe von Begleitern haben. Die Ceremonie der Trauung geschieht in lateinischer Sprache, und der Priester schließt sie damit, daß er sagt: „Gebt Eurer Frau den Friedenskuß." Oefter erfolgt ein Kampf um diesen Kuß — ob dem ersten? — zwischen irgend einem jungen Spaßvogel der Gesellschaft und dem Bräutigam. Die Priester haben aus einem und dem andern Grunde ein wachsames Auge auf diese Ausübung. Wir haben einen Priester einem jungen Burschen, welcher den Kuß zu erhaschen suchte, eine derbe Ohrfeige geben sehen.

Die bei weitem günstigste Zeit, Hochzeiten zu feiern, ist unmittelbar vor der Fastenzeit. Die Gäste sind dann immer zahlreich, und bestehen aus allen Ständen, denn der Lord und die Lady der Herrschaft, die Edelleute mittlern Ranges, die Pächter, lassen sich zu dem gemeinen Arbeiter herab, — zu den Frauen, die von einer Laufbahn ausgeschlossen sind. Vollkommene Gleichheit herrscht bei dieser Gelegenheit, und dennoch verhütet die natürliche Höflichkeit des irischen Charakters jede Störung der geselligen Ordnung, — jeder behauptet seinen Rang, während doch zugleich die höchste Freiheit herrscht. Das Mittagsmahl geschieht gewöhnlich, wie wir schon angedeutet haben, auf Kosten der Familie der Braut; und da bei Besorgung der Materialien nichts gespart wird, — die benachbarten Herren bewilligen ihre Köche und dergleichen, um Beistand zu leisten, und leihen Tischservice und dergleichen, — so wird es auch stets in dem besten Style ausgerichtet. Der Priester sitzt an der Spitze der Tafel, neben ihm die Braut und der Bräutigam, dann die Coadjutoren des Geistlichen und die vornehmsten Gäste; die andern Gäste nehmen den Rest der Tafel ein, welche sich die ganze Scheune entlang, in welcher das Mittagsmahl gewöhnlich statt findet, ausdehnt.

Unmittelbar nachdem der Tisch abgedeckt ist, traut der Priester das junge Paar, und dann wird der Hochzeitskuchen hereingebracht und vor den Priester hingestellt, der ihn, seinen Priesterrock anziehend, einsegnet und in kleine Stücke zerschneidet, welche in einer großen Schüssel unter den Gästen gewöhnlich von einem der Coadjutoren herumgereicht werden. Jeder Gast nimmt ein Stück von dem Kuchen, und legt an dessen Platz ein Geschenk für den Priester hin, das, den Umständen des Geschenkgebers gemäß, aus Pfunden, Kronen oder Schillingen besteht. Darauf geht, wie bei jeder gewöhnlichen Mittagsgesellschaft, Wein und Punsch herum. Nach Verlauf einer Stunde wird die Tafel weggeräumt, und die Musikanten, — gewöhnlich aus einem Pfeifer und einem Fiedler bestehend, — welche während des Essens irgend eins der langsamen und klagenden Nationallieder gespielt haben, streichen jetzt auf, und sogleich fängt der Tanz an. Zuerst tanzen einzelne Parteien den Reels, Gigues und Doubles,*) dann folgen Contretänze, zu welchen sich Alle, Priester und Laie, Alt und Jung, Reich und Arm, der Herr und seine Magd, der Gutsherr und seines Pächters Tochter eben so gut wie des Gutsherrn Tochter und seines Pächters Sohn mit einander ohne Unterschied vereinigen. Gleichwohl ist es angenehm zu beobachten, wie die armen Bauern bei solchen Gelegenheiten die Herablassung ihrer Obern mit vermehrter Ehrerbietung erwiedern. Während der Pausen des Tanzes fängt das Trinken wieder an, und wenn es auch zuweilen bei solchen Gelegenheiten zu Excessen kommen mag, so trafen wir doch niemals Jemanden, welcher etwas einem Zanke Aehnliches wußte, der bei einer ländlichen Hochzeit statt fand. In der That haben wir Leute, welche, wie die Sage geht, lasterhaft in ihrem Hause waren, berauscht zu diesen fröhlichen Festen kommen sehen, ohne ihre schlechte Gemüthsart zu offenbaren; im Gegentheil waren sie merkwürdig unterhaltend, gleichsam als ob die allgemeine Harmonie den Dämon der Zwietracht vertrieben hätte. Außerdem werden auch Lieder gesungen, sowohl englische wie irische.

Im Laufe der Nacht wird eine Sammlung für die Musik und eine andere für die Armen veranstaltet. Das Tanzen dauert gewöhnlich bis zum Morgen, wo dann ein Tanz, genannt „Sir Roger de Coverley," die

*) Irische Nationaltänze.

erste Andeutung zum Aufbruch giebt. Sobald dieser Tanz beendigt ist, schleichen sich diejenigen weiblichen Gäste, die mehr ihre Zeit abmessen, aus der Scheune fort, um dem Finale zu entgehen, welches folgendes ist: Während die Musik die Quadrille nach der Melodie „Voulez-vous danser“ spielt, geht ein Herr mit einem Handtuche umher, das er um den Hals einer Dame wirft, die er auszeichnet, fällt dann auf seine Kniee, zieht sie sanft zu sich herab und giebt ihr einen Kuß; dann ihr das Handtuch gebend trabt er um die Scheune herum. Die Dame thut dasselbe mit einem Herrn, der ihr gefällt, und ihm das Handtuch gebend, ergreift sie den ersten Herrn am Saume des Rocks und läuft hinter ihm her um die Scheune herum. Dies wird abwechselnd von allen Anwesenden gemacht, bis alle junge Herrn und Damen, sich aneinander haltend, um die Scheune herumgelaufen sind. Dann formiren sie einen Kreis, und die Person, welche zuletzt das Handtuch hat, wählt sich nach Umständen einen Herrn oder eine Dame aus, und führt nach gegenseitiger Begrüßung ihn oder sie auf einen Sitz. Dies geschieht so lange, bis der ganze Kreis abgebrochen ist, und so endet eine irische Bauernhochzeit. Floda.

Auflösung der dreisylbigen Charade im vorigen Stücke: **Morgenblatt.**

Reise um die Welt.

*** In einer Stadt Preußens war ein Schauspiel-Direktor in der größten Geldverlegenheit, indem er zum Winter Mitglieder engagiren mußte und zu diesem Zwecke eine Reise nach Berlin unternehmen wollte. Der Credit war bei ihm so herunter, daß ihm Niemand mehr Geld auf doppelte Verschreibung gab; endlich — nach langem Suchen — findet er eine mitleidige Seele, einen Kaufmann, der ihm zwar kein baares Geld anbietet, aber doch für 1200 Rthlr. große welsche Nüsse geben will, wenn er 1400 Rthlr. ihm verschreiben wolle. Der Direktor, darüber höchst erfreut, geht dieses Geschäft sofort ein, unterschreibt, läßt die Nüsse in seine Wohnung schaffen, und wird nun einige Tage Nußhändler — leider aber findet er keinen Käufer für die ganzen Nüsse, wohl aber einen, der 400 Rthlr. für die Hälfte geben will. — Er kommt nun zu dem Kaufmann und klagt ihm seine große Noth, daß er seit 14 Tagen schon von früh bis in den Abend in der ganzen Stadt herumgelaufen sei, und blos einen Käufer auf 400 Rthlr. zur Hälfte bekommen könne. Darüber sehr verwundert, antwortete ihm der Kaufmann: „ich will Sie aus Ihrer großen Verzweiflung reißen und Ihnen die Nüsse für 800 Rthlr. wieder abkaufen.“ Der Direktor hatte bei diesem Handel 600 Rthlr. eingebüßt und fuhr mit den erhaltenen 800 Rthlr. vergnügt nach Berlin, spielte hier den großen Provinzial-Schauspieldirektor, trank jeden Tag drei Flaschen Champagner nnd engagirte — einen zweiten Liebhaber.

*** Preußen zählt ohne Neufchatel fast 14½ Millionen Einwohner, darunter gegen 5¾ Mill. Katholiken und 190,000 Juden. Die Zahl der Städte ist 972 mit ¼ der Gesammtbevölkerung. Der Adel soll jetzt 20,000 Familien betragen. Im Jahre 1836 und 1837 gab es in der Monarchie 4736 Aerzte und Wundärzte, 1215 approbirte Apotheker, 1 Gesundbrunnen, 110 Heil- und Seebäder; die Charité in Berlin zählte im Jahr 1838 9079 Kranke. Die katholische Kirche hatte im Jahre 1837 4822 Kirchen und 2332 Kapellen; die protestantische hat 8142 Kirchen. Der Staat zählte 1837 22,910 Elementarschulen; 11,104 Taubstumme. Der reine Ertrag des Postregals ist jährlich 1,200,000 Thlr. Die reine Einnahme der Domainen und der Forstverwaltung betrug 1838 4,083,000 Thlr., worauf die Civilliste der Dynastie von 2½ Mill. Thlr. begründet ist, ohne die sogenannten Kron-Domainen. — Im Jahr 1837 zählte man in der ganzen Monarchie 1,473,401 Pferde und Füllen, darunter an 300,000 Zuchtstuten, 4,838,240 Stück Rindvieh aller Art, 15,011,392 Schaafe, darunter ganz und halbveredelte gegen 11 Mill., 1,936,304 Schweine, 327,525 Böcke und Ziegen, 6686 Maulthiere und 396 Esel. Alle diese Thierarten sind wie die menschliche Bevölkerung im Zunehmen. — Ende 1837 zählte Preußen 87,116 Schneider, 113,324 Schuster, 33,889 Bäcker, 23,840 Fleischer, 34,601 Zimmerleute und Röhrenmeister, 2746 Zimmerflickarbeiter mit Gehilfen. Die Zahl aller mechanischen Arbeiter war 581,808. Im Jahr 1837 hatte Preußen 35,877 Hauptleinwebstühle und 246,294 Nebengeschäftsstühle. Seidenwebestühle zählte man 14,111 und Tapetenwirkerei-Stühle 2118. Papiermühlen gab es 400, Wassermühlen 14,110, mit 23,771 Gängen, Wind- und Bockmühlen 9985, holländische 735, Roßmühlen 1247, Dampfmühlen 27. — Der bekannten Eckensteher giebt es in Berlin 900.

*** Dr. Alexander Jung bemerkt in No. 3. seines Königsberger Literaturblatts höchst treffend: Eine der lächerlichsten Eigenheiten jener geistig alt Gewordenen, die wir in unsern Blättern nachdrücklichst zu bekämpfen gedenken, ist die, daß sie die Vermuthung hegen, jeder Schriftsteller, welcher heut zu Tage für die Rechte der jüngeren Generation in der Literatur streitet, müsse selbst derselben Jugend noch angehören. Auch wir hassen von Grund aus jede literarische Jungenhaftigkeit, wie solche allerdings häufig genug in unserer Zeit das große Wort führt, aber nicht minder ist uns ein Greuel jedes zahnlose Keifen, jedes ewig herumpolternde Schelten alter literarischer

Schwätzer, welche nie eine innere Jugend aufzuweisen gehabt, noch auch nur irgend welchen Beruf, und die nun thun, als hätten sie mit hohem Alter auch hohe Weisheit erlangt, und bildeten von Gottes wegen den Senat und das Presbyterium für den Staat und die Kirche, während sie nur beschränkt und kindisch und Verleumder und Zwischenträger sind. Ehre und geneigtes Gehör dem würdigen Alter, und Preis und Gelingen der vorwärts strebenden Jugend; nie aber soll es jener alt gewordenen Geistlosigkeit zu Theil werden, uns irgendwie einen Respekt für sich abzugewinnen.

*** Friedrich Halm (Münch=Bellinghausen) der Dichter der Griseldis, wird folgendermaßen geschildert: Groß, stupides Aeußere, wenig Haare, kränklich, still, innere Flamme, Aristokrat, lebt sehr zurückgezogen, in sehr angenehmen häuslichen Verhältnissen; macht sehr correcte Verse, hat aber bereits den Brunnen seiner Originalität erschöpft, viel lyrisches Talent, jedoch schon etwas zerfallen; Hofconcipist, hat eine reiche, schöne Frau, die es gerne sieht, wenn man ihren cher mari lobt; das Schicksal des cher mari aber ist, wie sich von selbst versteht, das mystische; denn wo soll ein vermoderter Halm sonst hinkommen?

*** Seit einiger Zeit strömt halb Stockholm nach dem Friedhofe der Marienkirche zu Südermalm, um den wundersamen Hund zu betrachten, der seit länger als funfzehn Jahren dort auf einem schon halb versunkenen Grabhügel liegt und um seinen, darunter ruhenden, ehemaligen Herrn im stummen klaglosen Harm trauert. Diese seltsame, fast fabelhaft klingende Thatsache erregte schon vor einer Reihe von Jahren großes Aufsehn, wurde auch damals in öffentlichen Blättern besprochen, kam aber dann, wie so Vieles, in Vergessenheit, bis nunmehr durch einen dortigen Schriftsteller die Aufmerksamkeit der schwedischen Hauptstadt und alsbald des ganzen Landes darauf gelenkt wurde. Man kennt übrigens nicht einmal den Namen des dort Begrabenen. Der Hund aber rührt sich weder Tag noch Nacht, weder Winter noch Sommer, von dem Hügel. Seine Nahrung empfängt er von einer in der Nähe wohnenden bejahrten Frau.

*** Ein Herr F. Lindner hat in Leipzig, in der Festschen Buchhandlung, ein sogenanntes Trauerspiel „Konradin" erscheinen lassen. Unter andern unsterblichen Schönheiten finden sich darin nachstehende, ihres Gleichen suchende Verse:

Denn eine Höhe giebts und eine Tiefe,
Die kein Metaphysiker nicht erreicht!

Kooft Keener keenen Schwamm nicht! — Uebrigens spielt dieses Stück, das ohne Zweifel ein starkes Stück, eine wahre Herkules=Arbeit ist — für den Leser, wie der große Verfasser selbst verräth: zu Anfang in Tagliacozzo, im vierten Aufzuge in dessen Ebenen, Asturo und verschiedenen Gegenden Italiens, im fünften in Neapel. — Das Ganze ist wohl selbst eine schöne Gegend!

*** Bei den mannigfachen Angriffen, welche der Rationalismus gegenwärtig erfährt, mag es zweckdienlich sein, zu erinnern, wie kühn und unumwunden er sich früher äußern durfte. Zu dem Ende theilen wir eine Notiz aus der Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius mit, wo es S. 176 heißt: „Bei der im November 1809 zu Königsberg vollzogenen feierlichen Taufhandlung des neugebornen, dem Markgrafen Albrecht nachbenannten Prinzen vermied der Geistliche in seiner Rede sehr geflissentlich die Benennung Prinz oder Kind, und eben so den christlichen Sinn der Taufe, und sprach daher immer von dem „gegenwärtigen jungen Menschenwesen" und von der Taufe als einer „Einweihung in das Dasein."

*** In Köln lebt, schon seit 27 Jahren, in dem Steuersekretair Luther, der Ur=Urenkel Doktor Martin Luthers. Mit ihm geht, da er keine Kinder hat, oder vielmehr seine drei Knaben verlor, wenn auch nicht der Name, doch der Stamm dieses außerordentlichen Mannes unter; denn jener ist, dokumentirt und beglaubigt, der einzige von ihm in direkter Linie abstammende Nachkomme. Merkwürdig ist die frappante Aehnlichkeit seiner Physiognomie mit der des alten Luther, wie sie uns in den besten Gemälden und Bildern dieses Mannes aufbewahrt ist; eben so ist sein ganzer übriger Habitus derselbe.

*** In dem Dorfe Palaiseau steht der Kirchthurm, auf welchem die Elster die silbernen Löffel versteckte, die sie gestohlen hatte, und so das Ereigniß veranlaßte, nach welchem die Oper: „die diebische Elster," welche in so vielen Sprachen bekannt ist, gedichtet wurde. Die wirkliche Geschichte endigte indeß nicht so glücklich, wie in der Oper, denn das arme Mädchen wurde hingerichtet, und man fand die Löffel erst nach ihrem Tode. Dieses tragische Schicksal des Mädchens hat den Kirchthurm von Palaiseau berühmt gemacht, und viele Reisende besuchen ihn.

*** Etwas Unerhörtes soll sich in Berlin ereignet haben, eine kolossale, welterschütternde Idee soll in den Köpfen einiger Berliner Originalgenies entstanden sein und nun nächstens gerüstet, wie weiland Minerva, aus dem Hirn des Zeus in die Welt springen. Eine Portion junger Herren hat sich nämlich vereinigt, um diesen Winter Bälle ohne Leibröcke zu geben. Die kühnste Phantasie hielt das wohl kaum für möglich, aber nun soll das, was lange Jahrhunderte als etwas Unmögliches erschien, kühn in die Welt der Wirklichkeit und Erscheinung treten. Die Herren wollen nämlich statt der Leibröcke zierliche, sammetne und seidene gold= und silbergestickte Ritterröcke tragen. Die Idee ist göttlich, aber wohl zu schön für unsere leibrockvolle Erde.

*** Kapellmeister Friedrich Schneider in Dessau soll ein gutes Mittel aufgefunden und bereits in Anwendung gebracht haben, das unordentliche Treiben des untergeordneten Theater=Personals und den etwaigen Schlendrian im Orchester wo möglich zu hindern und schnell zu strafen. Wer falsch singt, seine Partie nicht einstudirt, sich — unangenehm benimmt, wird auf Befehl Schneiders — auf die Wache geschickt, um dort 24 Stunden im Loche zu bleiben. — Das heißt Mannszucht! Schaden aber wird sie wohl nicht!

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№. 147. Am 9. December 1841.



Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Theater.

Den 2. Dec. Das Nachtlager zu Granada. Oper von Konradin Kreuzer.

Den 3. Dec. Lenore. Liederspiel v. Holtey.

Den 5. Dec. Der Brauer von Preston. Oper von Adam.

Den 6. Dec. Der Glöckner von Notre-Dame. Romantisches Drama in 6 Tableaux, nach einem Roman von Victor Hugo, bearbeitet von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Das Stück wurde rasch und lebendig gespielt. Mad. Geisler verwendete auf die Gervaise die höchste Kraftanstrengung und errang reichen Beifall. Herr Wolff (Claude-Frello) sprach durchdacht und zeichnete scharf. Der Quasimodo des Herrn Genée ist ein Meisterbild in Callots Manier, er könnte eine Studie für einen Höllen-Breughel abgeben. Herr Ditt (Phöbus) war liebenswürdig in der Erscheinung und einnehmend durch sein Spiel. Mad. Ditt (Esmeralda) brauchte keine Taschenspieler-Kunststücke zu machen, um durch ihre Kunst die rechte Wirkung hervorzubringen. Herr Pegelow (Clopin Troulfou) und Mad. Weise (Oudarde Bertrand) verdienen auszeichnende Erwähnung.

Die neue Decoration des Thurms von Notre-Dame war überraschend hübsch und macht sowohl dem Streben des Directors, Alles auch im Aeußern anständig herzustellen, wie dem Maler und Arrangeur Herrn Rosenberg, einem Theater-Meister, zu dem sich jede Bühne Glück wünschen kann, alle Ehre. W.

Ueber Winter-Bäder.

In dem Volks-Kalender für das Jahr 1842, herausgegeben von Steffens, welcher sich überhaupt durch seinen Inhalt wie durch seine geschmackvolle Ausstattung auszeichnet, befindet sich S. 35. ein schätzenswerther Aufsatz über den Nutzen der Bäder im Winter, von Dr. Waldeck in Berlin, welcher für uns Danziger um deßhalb bemerkenswerth ist, weil wir den Werth der Bäder im Sommer kennen und sie mehr als die Bewohner anderer Städte benutzen. Er setzt darin auseinander, wie nothwendig es sei, den Gebrauch derselben im Winter fortzusetzen, damit die gute Wirkung derselben nicht in dieser, bei uns so lange dauernden Jahreszeit wieder verloren gehe. Er beweiset sogar, daß das Baden im Winter viel nothwendiger als im Sommer sei. In der schönen Jahreszeit ersetze nämlich schon die Wärme der Luft und die Leichtigkeit der Bekleidung, die der erstern einen freiern Zutritt zu dem Körper gestatte, und der häufigere Aufenthalt im Freien, zum Theil die Bäder; die Ausdünstung werde erleichtert, mancher schädliche Stoff hierdurch entfernt, und die Haut gewinne an Weichheit und Stärke. Im Winter aber bringe die Zimmerluft und die warme Bekleidung gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, daher der häufig vorkommende Schnupfen, eine eigene Eingenommenheit des Kopfes, öfters Verstopfungen und Appetitlosigkeit, ein trägerer Umlauf der Säfte und die erneuerten Anfälle der im Sommer schon unterdrückt gewesenen Hypochondrie und Hysterie. Es lasse sich nicht praktischer der Nutzen der Winter-Bäder erweisen, als wenn man sieht, daß nach dem Gebrauch einiger derselben jene Uebel sofort schwinden.

Hiernächst widerlegt er den Wahn, als könne man sich leicht bei dem Gebrauch erkälten, schreibt die Vorsichtsmaaßregeln vor, welche man dabei im Winter beobachten muß, und giebt einige Regeln für die zweckmäßigere Anwendung derselben. Man verweiset unsere des Badens gewohnten Danziger auf diesen gut geschriebenen und die Sache einleuchtend darstellenden kurzen Aufsatz. Die Besorgniß des Verfassers, daß man an wenigen Orten die Winter-Bäder gebrauchen könne, findet bei uns nicht statt, da wir warme Bäder genug haben, von welchen man unter andern das Alexsche Bad im Poggenpfuhle als reinlich, zweckmäßig eingerichtet, hinreichend erwärmt und zu jeder Stunde für die Aufnahme der Badenden bereit, empfehlen kann.

Ansichten über praktische Erziehung.

1) Die Grundverschiedenheit der praktischen Erziehung fußet in der Ansicht: ob der Mensch ursprünglich gut und rein aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei und auch jetzt noch mit der Neigung zur Tugend geboren werde; oder aber: ob das böse Prinzip sich der Menschennatur ganz bemächtigt habe und daher ohne positive Hineinbildung in die jugendliche Natur kein Seelenheil möglich sei. Die Betrachtung der Natur des Menschen, so wie der ihm unterworfenen übrigen Schöpfung, desgleichen der wahre Sinn der schriftlichen Ueberlieferungen göttlicher Offenbarung lassen

uns die Menschennatur auffassen als ursprünglich rein und gut; sie ist aber zum Kampfe zwischen Gutem und Bösem bestimmt, indem sie zugleich eine untilgbare Weihe für Tugend besitzt. Jenes erstere ist das jesuitische Erziehungsprinzip, das letztere dagegen das wahrer, christlicher Lebensphilosophie.

2) Die Wirksamkeit des Erziehers ist die des Arztes im geistigen Gebiete. Das Gesunde erhalten durch Regulirung der natürlichen und nothwendigen Außenverhältnisse. Abstumpfung der Natur gegen die schädliche Einwirkung unvermeidlich rauher, feindlicher Einflüsse durch die Abhärtungs-, nicht durch die Einhüllungsweise. Beim Erkranken der geistigen Organisation: Entfernung oder Milderung der Krankheitsursache; Unterstützung der Naturheilkraft, die nach Gesundheit des geistigen Organismus strebt; weise Beachtung und Lenkung kritischer Momente; sorgfältige Behandlung der Genesung; wohlerwogene Steigerung der Heilmittel nach dem Grade des Erkrankungsfalles, und passende Auswahl der Heilmethoden. Auch die praktische Erziehungskunde hat ihre Homöopathie und Allopathie, ihre sympathetischen und antagonistischen, ihre umstimmenden und sogenannten Eckelkuren. Keine Kurart paßt für alle Fälle, und eben darin besteht daher die Kunst des Erziehers, unter den vielen für den einzelnen Fall die einzig angemessene zu wählen.

3) Der Erzieher soll aber mehr Diätetiker als Arzt sein. In dieser Stellung geht sein Hauptaugenmerk dahin, die Außenverhältnisse des Zöglings so zu ordnen, daß der Normalzustand des geistigen Lebens erhalten werden kann, und daß durch deren Anregung alle Kräfte in gleichmäßige Entwickelung treten. In diesem Ordnen der Außenverhältnisse besteht das wesentliche Geschäft des Erziehers. Alles Hereinbilden in die innere Geisteswelt, alles künstliche Inokuliren führt zu Bastardenthum. Die Geistespflanze kann der Gärtner begießen, von Ungeziefer reinigen, aufbinden, versetzen und beschneiden, aber Erde und Licht, Luft und Wärme ziehen den schlummernden Keim aus der stillen Hülle durch die geweckte, von innen treibende Lebenskraft, und dem schwachen Keim wird keine äußere Pflege die ursprünglich nothwendige Lebensenergie verleihen.

4) In der Individualität der geistigen Natur des Einzelnen ist auch der einzig richtige Maßstab der Erziehung gegeben, die immer individuell sein muß. In ihr liegt die Basis wie der ganze Bauplan des Erziehungsgebäudes, in ihm auch das Schicksal der Zukunft. In der naturgemäßen moralisch guten Entfaltung der Individualität wird daher das Kind wahrhaft seinem Schicksale, dem Leben und der selbstständigen Zukunft entsprechend erzogen. Alle uniformen Maximen der meisten Pensionat-Tressuren sind daher natur- und vernunftwidrig und rächen sich an den unglücklichen Opfern, die ihrem Zwangsysteme anheimfallen.

5) Wie der Zögling für das Leben gebildet wird, so soll er auch im Leben erzogen werden. Alles Absperren von der Außenwelt nach jesuitischen Ansichten führt zu gefährlichen Extremen und unpraktischen Resultaten, bildet klösterliche Gesinnung oder frivolen, wegwerfenden Leichtsinn und Ausgelassenheit. Gutes und Böses muß das Kind im Leben erkennen lernen, und jenes lieben lernen, weil es der menschlichen Vernunft, dem menschlichen Gemüth entspricht; das Böse aber fliehen, weil es eben böse ist. Erst in diesem lebendig angeregten sittlichen Gefühle wurzelt dann kräftig und sicher ohne alle äußere Gefahr die göttliche Himmelspflanze des Christenthums, und treibt duftende reichliche Blüthen und goldene Früchte für das ewige Leben.

6) Die höchste Weihe der Erziehung wird ihr im Christenthum verliehen. Aber wie das reine, unverfälschte Christenthum im innersten Heiligthume des menschlichen Gemüthes wurzelt und die Moral zur göttlichen Religion veredelt, so kann diese holde Himmelsblüthe nur aus liebevollem, redlich-reinem Herzenskelche an der Sonne der Alles belebenden Gottesliebe sich entfalten. Nur diese organisch selbstständige, von innen aus in die Entwickelung treibende Seelenkraft wird zur lebenskräftigen Christusreligion. Jede andere religiöse Aeußerungsweise wird entweder zum heuchlerisch-falschen, oder mechanisch-sinnlosen Formendienst, zum prunkenden Außendienst, zur Larve ohne Hirn und Sinn. Darum der wesentliche Unterschied einer wahrhaft christlichen Erziehung von dem kleidenden, religiösen Anstriche oder religiösen Aroma der sogenannten geistlichen oder verschiedenfarbigen jesuitischen Bildungsanstalten. Jenes ist organische lebenskräftige Entfaltung von innen aus; dieses unorganische, flitterhafte, ja oft theaterkünstlerische Anhäufung und Kleidung von außen ohne inneres Leben, ohne Kraft, Saft und Weihe. Jene pflanzt den früchtereichen, saftigen Lebensbaum, diese die prunkende, aber unfruchtbare, nur die künstliche Wärme ertragende Treibhauspflanze. M.

Physiologie des Gläubigers.

(Nach dem Französischen Theodor Coiffinier's.)

Etwas gibt es in der Welt, das ich liebe, und Etwas, das ich mit Entzücken verehre, das Eine sind die Frauen, das Andere die Austern; hingegen gibt es auch Dinge, die ich nicht liebe, und andere wieder, die ich verabscheue, z. B. ich mag die Regenschirme nicht, und die Gläubiger sind mir ein Gräuel. — Auf den Grund dieser Prämissen erlaube ich mir, dem gelehrten Hrn. v. Büffon und Denen, die seine Werke fortsetzten, den Vorwurf zu machen, in der Klasse der wilden Thiere die Gattung: „Gläubiger" ausgelassen zu haben — eine Gattung, die doch wirklich eine große Mannichfaltigkeit zeigt und in jeder Hinsicht verdient hätte, die Muse unseres großen Naturforschers auf einige Augenblicke zu beschäftigen. Eine gute Beschreibung dieses Zweifüßlers hätte vielleicht der menschlichen Gesellschaft einen unermeßlichen Dienst geleistet. Ueberdies wäre dies ein schöner Stoff gewesen, dessen Bearbeitung unfehlbar der Wissenschaft großen Nutzen gebracht haben würde, und wir können nicht umhin, zu bedauern, daß dieser große Mann die ernsten Erscheinungen, Lehren und Aufschlüsse, welche ein Gegenstand dieser Art darbieten könnte, nicht geahnet

hat. Wir wollen es nun versuchen, für sein Stillschweigen Ersatz zu geben. — Der Gläubiger ist, in mancher Beziehung, ein Mensch wie ein anderer, er heirathet, hat Kinder und erträgt die Süßigkeiten des Ehestands mit ganz gewöhnlicher Ergebung. Er ist sicherlich, und ich möchte wohl sagen, nothwendiger Weise Nationalgardist, er hat sehr feines Gehör, spricht durch die Nase und singt falsch. Im Allgemeinen ist zwischen dem Gläubiger und dem Menschen dasselbe Verhältniß der Aehnlichkeit und Verschiedenheit, wie zwischen dem Wolfe und dem Hunde. Er gedeiht in jeder Temperatur, man trifft ihn unter jedem Himmelsstriche, unter allen Breiten; er ist leicht zu erkennen. Der Gläubiger ist fast immer mit einem Rohr (oder anderm Stocke) ausgestattet; er hat aufsträubendes Haar, ein bleiches Gesicht mit zerfahrenen, wehevollen Zügen, stößt hastige Worte von sich und hält die Hand auf dem Herzen, wie ein Obmann der Jury, der im Begriff ist, ein Todesurtheil zu sprechen. Seine Hautfarbe ist mit Galle unterlaufen, seine Bewegungen und Geberden sind ungestüm, das Auge ist unstät, der Gang bald schwerfällig, bald tückisch=schleichend, sein Kehllaut oder Geschrei ist rauh und heiser, und wesentlich unangenehm; er hat Klauen (Fänge) — er zerreißt, er hat Zähne — er beißt; er spricht nicht, sondern bellt; sein Fleisch ist zähe, wie Leder, seine Haut taucht zu nichts. — Der Gläubiger steht im höchsten Verdacht, sich von Menschenfleisch zu nähren. Ich halte es für Pflicht, meine Mitmenschen alles Ernstes vor ihm zu warnen. Lieben Brüder! Trauet ihm beileibe nicht, seid auf Eurer Hut! Was die Dauer seiner animalischen Existenz anbelangt, so kann man von ihm sagen, wie von den reichen Onkeln — er stirbt nie. Doch scheint mir dies beinahe Uebertreibung, indeß aber ist es Thatsache, daß er sehr lange, nur allzu lange lebt; er hat eine eiserne Gesundheit, ist gegen alle Unfälle gepanzert und entrinnt allen Gefahren. Denkt nur an die Schreckenszeit, da jener asiatische Riese, Cholera genannt, auf die große Hauptstadt losstürzte, die er mit seinem vergifteten Hauche erstickt — ihn, den Gläubiger, berührte dieser Gifthauch nicht, er blieb ungefährdet, gleichgiltig — ihn schützte des Himmels unverdiente Gunst! In den Straßen wird er von Pferden, Wagen, Hunden u. s. w. gleichsam instinktmäßig verschont; nie wird man sehen, daß ein unparteiischer Ziegel ihm auf den Kopf fällt. Er stirbt gewöhnlich von dem Drucke hochbeschwerten und unabwendlichen Alters, bisweilen auch, aber höchst selten, an einer Kommission auf der Insel Cuba, oder er endet etwa durch einen Sturz in die Kohlengruben von Saint=Berain. (Eine Anspielung auf Spekulationen und Aktiengeschäfte in den genannten Bergwerken.) — Leicht sei ihm die Erde! Was hilft es übrigens? Der Gläubiger überlebt sich selbst und wird aus seiner Asche neu geboren; er hat dieses mit dem Phönix gemein. „Der Gläubiger ist todt, es lebe der Gläubiger!" Dieses Thier ist ziemlich schwer zu zähmen, es springt leicht zur Wildheit über. Schön ist es nur in der Perspektive und nur von Weitem unschädlich. Demnach erfordert die Klugheit, es immer im Abstand zu halten; sonst würdet Ihr sehen, daß es eine über die Maßen widerliche Vertraulichkeit gegen Euch annimmt, eine Zuthulichkeit zum Verzweifeln; Ihr könntet Euch nicht von ihm loswinden, es würde an Euch festhängen, wie ein lästig klebender Blutegel, und je mehr Ihr ihm ausweichen wolltet, desto gewisser würde Euch überall seine heteroklitische und verzwackte Physiognomie, seine unleidliche und unmeidliche Gestalt aufstoßen. Man wird ohne Zweifel finden, daß ich diese Materie bis auf den Grund erschöpfe (ein sehr richtiger Ausdruck), aber ich kann es mit Recht, denn ich habe dieser merkwürdigen Thierart ein ganz besonderes Studium gewidmet und besitze sogar eine recht artige Sammlung davon — keine ausgestopfte, sondern lebende Exemplare — die ich leider, ungeachtet meines guten Willens und meines vielfältigen Nachfragens und Begehrens, nicht vermehren kann. Indessen — da Egoismus mir gänzlich fremd ist — wenn diese Sammlung Jemanden Vergnügen machen sollte, so bin ich geneigt, sie ihm auf der Stelle, ganz wie sie ist, und in vollkommen wohlerhaltenem Zustande abzutreten; und ich erkläre hier vor aller Welt, daß ich dazu weder eine Nachweisung des Alters oder Geschlechts, noch ein Leumundszeugniß oder sonst dergleichen fordere. Politische Meinungen, wie auch Gebrechen, sie mögen herrühren, wovon sie wollen, sind kein Beweggrund zur Ausschließung, und man braucht nicht einmal einen Impfschein zu haben. Man merke sich's!

Kajütenfracht.

— Es ist auffallend, daß Herr Director Genée keins von den von ihm selbst verfaßten oder bearbeiteten Dramen oder Lustspielen auf die Bühne bringt. Ruy Gomez, Hernany, le roi s'amuse, die Hirtin in Piemont u. a. haben überall großen Beifall gefunden; warum entzieht er uns den Genuß, mit den Werken eines Dichters bekannt zu werden, den wir jetzt mit Freuden zu den Unsrigen zählen? Ist dieses nur natürliche Bescheidenheit? Möge Herr Genée nicht mehr mit denselben hinter dem Berge halten, sondern sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, damit sie seine guten Werke sehen. Kr.

— Am 3. December Abends während des furchtbar starken Nebels mußte wohl ein 72jähriger Greis die in Altschottland über die Radaune auf das Haus des Fleischermeisters Brose führende Brücke verfehlen und stürzte in die Radaune hinab. Auf das Angstgeschrei desselben eilte ein eben vorübergehender wohlgekleideter, aber unbekannt gebliebener junger Mann herbei, und es gelang ihm, mit Unterstützung des Brose jun., den Greis zu retten. Er wurde in das Haus des Letztern gebracht, und durch die umsichtige Behandlung des jungen Mannes gelang die Wiederherstellung des Verunglückten, und der Gerettete wurde den Seinigen noch ein Mal wieder gegeben. Hierauf entfernte sich der junge Mann, nachdem er noch fragte: Ob es noch weit bis zum Petershager Thor wäre? woraus gefolgert werden muß, daß er ein Fremder war. Allein nach

wenigen Minuten erscholl schon von seinen Lippen der Angstruf: Hilfe, Hilfe! Alles eilte nun schnell zur Rettung herbei, indessen mußte der Unglückliche zu weit in die Mitte des Stroms gerathen sein, er schwamm schnell dahin, und bald waren die Töne des schauerlichen Angstgeschreis um Hilfe verhallt; und jedes Mittel zur Rettung war fruchtlos. So hatte denn der Unbekannte nur wenige Augenblicke in dem süßen Bewußtsein geschwelgt, Retter eines Menschenlebens gewesen zu sein.

— Vor einigen Tagen wurde eine Braut in der Nähe von hier gar sehr empfindsam getäuscht, indem die süßen Träume von ihrer nahen Verbindung mit einem Mal in Nichts zerschmolzen. Schon schmückte der Myrthe Grün das bräutliche Haar, der glückliche Bräutigam harrte an der Seite seiner Geliebten, umgeben von eingeladenen stattlichen Gästen, der Ankunft des Geistlichen, der den Trauakt vollziehen sollte. Endlich erschien derselbe, allein welch ein panischer Schreck bemeisterte sich der ganzen Gesellschaft, als der Geistliche erklärte, daß er die Verbindung als ungesetzlich nicht vollziehen könne, da er so eben die Mittheilung erhalten habe, daß die Braut eine leibliche Tochter der verstorbenen Frau des Bräutigams sei. Da gab es einmal lange Gesichter! Doch was war zu thun; man mußte zum bösen Spiele gute Miene machen und sich damit begnügen, die mit Essen und Getränken reich besetzten Tische zu leeren, und wenn auch kein Brauttanz aufgeführt werden konnte, dennoch der Morgenröthe des folgenden Tages jubelnd entgegen zu tanzen.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.